

Es wohnen drei in meinem Haus / Das Ich, das Mich, das Mein. / Und will von draußen wer herein / so stoßen Ich und Mich und Mein / ihn grob zur Tür hinaus.“ Pffiffig wie fast immer bringt hier Mascha Kaléko ins Wort, was wohl jede(r) kennt: die Frage, wer ich eigentlich bin – und: wieviel Raum ich anderen gebe, die hereinplatzen. Weil unsereiner erst wird, was er ist, kommt so viel Sehnsucht und Angst ins Spiel. „Ich wär gern wie ich bin“, ist der Titel eines Romans der norwegischen Autorin Gunnhild Øyehaug. „Ich selbst hatte mich damit eingerichtet, nur noch aus mehr oder minder unverbundenen, nebeneinander existierenden Personen zu bestehen, die ich untereinander nicht länger in Beziehung setzte“, heißt es in „Die Universität“ von Andreas Maier. Die Frage nach der eigenen Identität kann einen schwindelig machen und resignieren lassen, aber sie bleibt unentrinnbar. Und sie hat immer mit Anderen zu tun.

„Ich bin durch Dich so ich“, titelt die Autobiografie des Glaubenslehrers David Steindl-Rast. In der Tat: Erst im Gegenüber zum Du findet sich das Ich. Erst dank der Beziehung zu Anderen



## Abstempeln

lerne ich Ich sagen und werden. Aber mit Toni Ungerer lässt sich fragen: „Warum bin ich nicht du?“ Die Sache mit der Identität ist eine unendliche Geschichte zwischen Ich und Du, zwischen Ich und Anderen – polar und manchmal bis zum Zerreißen gespannt. Schritt für Schritt erst kommt im Leben etwas von dem zum Vorschein, wer wir „wirklich“ sind: ich – selbst, du – selbst. Nicht starre und sture, sondern „fluide Identität“ ist gefragt, lebendig und pluralitätsfähig.

Gelingt dieses Fließgleichgewicht von Ich und Du, von Ich und Anderen nicht, dann tapen wir in die Identitätsfalle: Wir müssen uns gegen andere abschotten und diese gar zu „den“ Anderen abstempeln. Die sogenannten Identitären finden sich nur, indem sie andere ausgrenzen. Die

Angst vor innerer und äußerer Pluralität ist zu groß. Die gegenwärtigen Debatten um ein „ethnisches Profil“ (racial profiling) machen das deutlich: Wo Menschen aufgrund ihrer Hautfarbe diskriminiert werden und das gar als normal gilt, ist längst schon Gewalt im Spiel. Man braucht Feindbilder, um sich einigermaßen im Lot und vollends im Recht zu fühlen, auf Teufel komm raus.

Kalékos Eingangsgedicht ist übrigens mit „Gebet“ überschrieben, und seine zweite und letzte Strophe heißt: „Stockfinster ist es in dem Haus / trüb flackert Kerzenschein. / Herr! Lass dein Sonnenlicht herein! / Dann geht dem Ich, dem Mich, dem Mein / Das fahle Flämmchen aus.“ Dann muss ich nicht länger identitär mein Süppchen kochen und das meiner Clique, dann können innere und äußere Toleranz

und Akzeptanz wachsen. Das Verrückte an der biblischen Perspektive ist ja, dass alle Menschen als Gottes Geschöpfe betrachtet werden. Sünde ist nichts anderes als Aussondern und „Selektieren“, wie am fürchterlichsten an der Rampe in Auschwitz-Birkenau.

Unvergessen ist mir eine internationale Konferenz zum Thema „Kirchliche Identität“. In den heißen Debatten meldete sich schüchtern ein indischer Jesuit: „Könnte es sein, dass die Identität der Christen darin besteht, keine Identität zu haben?“ Denn sie orientieren sich an dem Gott, der nicht abstempelt, sondern freigibt in die Vielfalt des Geschöpflichen. Was im Gebot der Feindesliebe ausdrücklich erst aufgetragen wird, ist in Wahrheit das Normalste von der Welt, wenn man von diesem göttlichen Grund her lebt (vgl. Mt 5,43–48 und Kol 3,11). Die Sache mit dem rassischen, dem ethnischen Profil gehört also unbedingt auf die politische und soziale Tagesordnung und fängt in der Gewissensforschung an: „Wie viele Feindbilder habe und brauche ich noch?“ Und wo spreche ich abstempelnd von „den“ Anderen? *Gotthard Fuchs*